

David Fermer

Justice

The word "Justice" is rendered in a large, bold, black, distressed font. The letter 't' is replaced by a detailed illustration of a bullet. Above the top of the 't' is a starburst or explosion symbol. The entire title has a gritty, splattered texture.

Thienemann

Apartheid, *die* [Afrikaans für »Trennung«]; die von der Republik Südafrika praktizierte Politik der Rassentrennung zwischen weißer und nichtweißer Bevölkerung, die die Vorherrschaft der Weißen sichern sollte (1948–94).

Auf dem Weg zu Themba Mbete

»He du! Wohin gehst du, Junge?«

Die Stimme der Frau schallte durch die Nacht. Sie hatte eine warme Stimme, eine gütige Stimme. Sie war tief und voll und bot Milan Geborgenheit an. Schutz sogar. Doch Milan schenkte der Stimme keine Beachtung. Er konnte es sich nicht erlauben. Nicht jetzt. Er hatte keine Zeit. Mit großen Schritten marschierte er den staubigen Bürgersteig entlang.

Nun spürte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter. Er blieb überrascht stehen und drehte sich um. Die Frau mit der dunklen Stimme stand jetzt direkt hinter ihm. Die beiden schauten sich einen Augenblick lang an. Die Frau hatte ein rundes Gesicht, das von tiefen, dunklen Furchen geprägt war. An der Stelle ihrer Schneidezähne klaffte eine Lücke. Ihre großen braunen Augen sahen traurig aus.

»Es ist dunkel«, hauchte sie atemlos und blickte auf das Blut an Milans Hemd. »Du musst nach Hause, mein Junge. Du musst zu deiner Familie.«

Milan senkte den Kopf. Er wäre natürlich lieber zu Hause gewesen. Bei seiner Mutter, in dem großen ummauerten Haus, wo sich wirklich jeder geborgen fühlen konnte. Bei seiner Familie. Allein die Erwähnung dieses Wortes stach Milan ins Herz wie ein Messer. Für Milan gab es kein Zuhause mehr.

Der Junge schüttelte den Kopf. Seine bleiche Haut glänzte in feuchtkaltem Schweiß. Er war deutlich größer als die kleine alte Frau, die vor ihm stand. Sein Körper war drahtig und muskulös, seine Schultern kräftig. Die Frau betrachtete sein hübsches Gesicht mit einem fragenden Blick: die frische, jugendliche Haut, das kantige Kinn, die hohen Wangenknochen, die schmalen Augen. Sein Körper hätte der eines erwachsenen Mannes sein können, doch sein Gesicht war noch so unschuldig.

Milan sah die Frage in ihren Augen. Er sah auch das Blut auf seinem eigenen Hemd. Es klebte an seiner Brust. Doch bevor die Frau ihre Antwort fand, drehte er sich wortlos um und eilte weiter die Straße entlang.

»Sei vorsichtig, mein Junge!«, rief sie ihm besorgt nach, aber die Dunkelheit schien ihre Stimme zu verschlucken. »Du musst auf dich aufpassen. Du musst zusehen, dass du nach Hause kommst!«

Wie besessen lief Milan durch das nächtliche Township. Seine Schritte waren fest und entschlossen. Er war wie ein Jagdhund, der die Witterung seines Opfers aufgenommen hatte. Er atmete schwer, sein Hemd war schweißnass. Er war müde, doch sein ganzer Körper stand unter Strom. Es gab nur ein Ziel: das Haus von Themba Mbete.

Weitere Stimmen riefen Milan empört hinterher. Es waren die Stimmen von Menschen, die noch nie einen weißen Jungen auf diesen Straßen gesehen hatten. Doch ihre Rufe waren alle vergeblich, denn Milan hörte nur eine Stimme. Die in seinem Kopf. Sie sagte: *Du musst ihn töten!*

»Hau ab, du Bure!«

Auch das Gelächter der Kinder und Jugendlichen ließ ihn kalt. Sie tauchten aus den düsteren Gassen auf und liefen neben ihm her. Sie schubsten ihn, versuchten

ihn zum Stolpern zu bringen, spuckten ihm direkt vor die Füße.

Plötzlich blieb einer der Jungen wie angewurzelt stehen. »Ach du Scheiße!«, rief er entsetzt. »Er hat 'ne Waffe!«

Die anderen Kinder machten ebenfalls halt. Auch sie sahen jetzt den Handgriff einer Pistole, der an Milans Rücken aus seiner Hose hervorstand. Milan ignorierte sie weiter und bahnte sich seinen Weg durch das Township, während die Kinder und Jugendlichen dem seltsamen Fremden sprachlos hinterherblickten.

Aber er kam nicht weit.

Ein Mann stolperte aus einer Gasse und blieb wie eine Mauer vor dem Jungen stehen. Ein großer Mann mit rasiertem Schädel, blutunterlaufenen Augen und eingefallenen Wangen. Ein kranker Mann. Ein Junkie. Milan wollte sich an ihm vorbeidrängen, aber sein Gegner streckte seine drahtigen Arme aus und versperrte ihm den Weg.

»Was hast du hier zu suchen, du Penner?«, knurrte der Mann. Er legte den Kopf in den Nacken und schaute den Fremden aus halb geschlossenen Augen an.

Milan spürte die Pistole an seinem Rücken, eng anliegend zwischen Haut und Hosenbund, nur einen Handgriff entfernt. Er überlegte sie herauszuziehen und seinem Gegner damit Angst einzujagen, aber der Junkie war das Risiko nicht wert. Er konnte kaum aufrecht stehen.

»Hey, du Arschgeige, hörst du mich nicht?«, schnauzte ihn der Fixer wieder an. »Was du hier zu suchen hast, will ich wissen!«

Milan schaute sich um. Eine Menschenmenge hatte sich innerhalb kürzester Zeit um die beiden versammelt. Milan war der einzige Weiße in einem Meer von schwarzen Gesichtern. Sie starrten ihn neugierig an, aber ihre Blicke ließen ihn kalt. Milan hatte keine Angst. Er machte

einen Schritt zur Seite und versuchte noch einmal an dem Junkie vorbeizugehen, doch der Mann packte ihn am Arm und hielt ihn zurück.

»Du bleibst hier.«

Ein zweiter Mann trat aus der Menschenmenge hervor. Er war nicht viel älter als der Junkie, aber die Spuren eines harten Lebens zeichneten sich ebenfalls in seinem Gesicht ab. Allerdings war dieser Mann sauber. Keine Drogen, kein Alkohol.

Er sprach den Fixer auf Xhosa an. Milan verstand nur einzelne Worte, aber genug, um den Sinn zu begreifen. Sie wollten Milan dazu bringen, das Township zu verlassen, bevor etwas passierte.

Der Junkie starrte Milan mit roten Augen an. Er hörte dem Älteren zu und rührte sich nicht von der Stelle. Schließlich nahm der Mann Milan sanft am Arm und zog ihn aus der Menschenmenge.

»Komm mit«, sagte er, und die Schaulustigen machten den Weg für sie frei. »Ich habe ein Auto. Ich fahre dich nach Hause.«

Milan folgte dem Mann wie ein Hund seinem Herrchen. Jetzt, wo die Konfrontation vorbei war, verloren die Menschen ihr Interesse an dem weißen Eindringling. Das Spektakel war zu Ende.

Ohne innezuhalten, reichte der Mann Milan die Hand. »Gib mir deine Waffe«, forderte er mit Nachdruck.

Milan reagierte nicht. Er schaute über die Schulter und sah, wie die Menschenmenge sich auflöste.

»Wir sind gleich da«, betonte der Mann. »Ich will die Waffe haben, bevor du ins Auto steigst. Die Straßen hier gehören den Tsotsis. Denen ist deine Hautfarbe egal, verstehst du? Die töten dich so oder so, wenn du eine Knarre dabeihast.«

Bei jedem Schritt drückte der lange Pistolenlauf gegen Milans Gesäß. Der Mann meinte es gut – das war Milan klar –, aber er hatte keine Ahnung, worum es hier ging. Milan war nicht in Khayelitsha, weil er nirgendwo anders sein konnte. Er war hier, weil er hier sein *musste*. Er konnte nicht abhauen. Er konnte seine Pistole nicht abgeben. Nicht jetzt. Vielleicht auch später nicht. Milan hatte keine Vorstellung, was danach passieren würde.

Mit Erleichterung nahm der Mann wahr, wie Milan schließlich hinter sich griff und die Pistole aus seiner Hose zog. Doch die Erleichterung wich der puren Angst, als Milan die Waffe hob und fast unhörbar murmelte: »Es tut mir leid.«

Gnadenlos schlug der Siebzehnjährige dem älteren Herrn mit der Waffe ins Gesicht. Der Mann stieß einen ohrenbetäubenden Schrei hervor und sackte in sich zusammen. Ohne einen Moment zu zögern, floh Milan aus dem Licht der Straßenlaterne und suchte Deckung in der dunklen Nebengasse.

»Du Idiot!«, rief ihm der Verletzte hinterher. »Sie werden dich kriegen. Du hast keine Chance!«

Milan lief zielstrebig weiter. Auch vor den Tsotsis hatte er keine Angst. Es war, als wäre er immun. Immun gegen jede Gefahr. Milans Wut und sein Schmerz machten ihn unantastbar.

Bald konnte er sich wieder orientieren. Er war kaum von seinem Weg abgekommen. Das Ziel war nah. Er war schon mehrmals hier gewesen, in dieser Straße. Er erkannte das Gemeindezentrum, das einzig hohe Gebäude in der Gegend. Er schlich hinter das Haus und sprang über den Zaun. Das offene Gelände, das er jetzt betrat, war stockdunkel und menschenleer. Müllberge häuften sich entlang des Zauns. Es stank nach verfaulten Lebens-

mitteln und Kot. Hier war Milan mit Zeni während der Hochzeit spazieren gegangen. Hinter der Kirche auf der anderen Straßenseite hatten sie sich zum ersten Mal geküsst. Nicht weit entfernt lag Thembas Haus, zum Greifen nah. Themba würde jetzt zu Hause sein. Er *musste* jetzt zu Hause sein.

Als Milan das Gelände überquerte, raste ein Auto um die Ecke und hielt mit quietschenden Reifen neben der Kirche. Fünf Gestalten stiegen aus. Milan sah die blauen Mützen, die sie alle fünf trugen. Ihr unverwechselbares Erkennungszeichen. Es waren Tsotsis. Die Nachricht über den weißen Jungen mit der Waffe hatte sie also schon erreicht.

Die fünf Gangmitglieder eilten mit festem Schritt über das Gelände auf Milan zu. Zwei von ihnen trugen Baseballschläger, die anderen hielten Messer in den Händen. Die metallischen Klingen glänzten im gelben Licht, das aus den Kirchenfenstern fiel.

Milan schaute sich verzweifelt um. Ein kleiner Zaun umgab den Friedhof auf seiner rechten Seite. Über den Friedhof konnte er die Kirche erreichen, um dann zurück auf die Straße zu kommen, wo Themba Mbete wohnte.

Mit großen Schritten kamen die Männer näher. Milan hatte keine Wahl. Er nahm die Pistole aus seiner Hose, zielte in die Luft und schoss zwei Mal. Die fünf Gangmitglieder ließen sich zu Boden fallen und riefen aufgeregt durcheinander. Milan sprang schnell über den Zaun und schlängelte sich zwischen den Gräbern hindurch. Bis die erschrockenen Tsotsis überhaupt wieder auf die Beine kamen, war er schon längst verschwunden.

Von nun an vermied Milan jegliche Lichtquelle. Er schlich geduckt an den Fenstern der Blechhütten vorbei und hielt sein weißes Gesicht gesenkt. Er hörte die Gang-

mitglieder ins Auto steigen und mit aufheulendem Motor davonrasen. Sie würden nicht aufgeben, bis sie ihn gefunden hatten.

Auf der anderen Seite der Kirche sah Milan die rote Tür von Themba Mbetes Haus. Die solide Betonkonstruktion war eines der besseren Gebäude im Viertel. Es hatte sogar ein richtiges Dach. Das Haus stand im starken Kontrast zu den verwahrlosten Hütten der Gegend.

Milan wartete, bis niemand mehr in der Nähe war. Dann huschte er über den staubigen Weg. An der nächsten Ecke bog das Auto der Tsotsis in die Straße ein. Schnell versteckte sich Milan hinter einem Müllcontainer. Das Auto fuhr im Schritttempo an ihm vorbei. Die Männer lehnten sich aus den Fenstern und suchten die leeren Straßen nach ihm ab. Als der Wagen um die Ecke verschwand, raffte sich Milan auf und ging leise zu Thembas Haustür. Ganz sanft drückte er die Klinke nach unten. Die Tür sprang auf.

Lautlos wie ein Tiger schlich er ins Haus. Er hörte Geräusche aus der Küche am Ende des Flurs. Es wurde gekocht. Mit dem Rücken zur Wand ging Milan langsam den schmalen Flur entlang. Hinter der Wohnzimmertür hörte er Kinder lachen. Der Fernseher lief. Auch die Stimme von Thembas Frau war deutlich zu hören. Es war also Themba, der sich in der Küche aufhielt. Der gute Familienvater. Der Ernährer. Das Familienoberhaupt. Und er war allein.

In der Küche warf Themba etwas in die Pfanne. Der Rauch zog bis in den Hausflur. Zum ersten Mal, seit er das Township betreten hatte, verspürte Milan Angst. Sein Herz schlug laut und schnell. Sein Atem war unruhig. Für einen flüchtigen Augenblick überwältigte ihn das Gefühl, dass er es nicht schaffen würde. Noch konnte er abhauen.

Niemand hatte ihn gehört. Er hätte die Pistole wegstecken, leise aus dem Haus schleichen und sich auf den Weg nach Hause machen können. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr.

Milan schluckte schwer und sammelte sich. Dann umfasste er seine Pistole mit beiden Händen, zog den Hahn mit dem Daumen zurück und sprang in die Küche. Themba fuhr völlig überrascht herum und ließ den Holzlöffel zu Boden fallen. Als er die Waffe in Milans Hand sah, hielt er instinktiv die Hände hoch.

Plötzlich verschwand Milans Angst. Was er machte, war richtig.

»Du Drecksau«, knurrte er und zielte auf Thembas Brust.

Themba riss die Augen ängstlich auf. »Was machst du, Milan? Bist du verrückt geworden?«

»Du verdammte Drecksau!«

Mit seiner linken Hand ließ Milan die Pistole los. Er griff in seine Hosentasche und zog eine Brille heraus. Die blau getönten Gläser waren zerschlagen, der dünne goldene Metallrahmen war stark verbogen.

»Ist das deine Brille?«, zischte Milan voller Wut.

Themba schaute das kaputte Gestell an, als ob es sein Todesurteil wäre. »Ja.«

Milan machte einen Schritt nach vorne und zielte auf Thembas Kopf.

»Ich verstehe nicht«, stammelte Themba wie vor Schreck gelähmt. Er stolperte zurück und stieß einen Stuhl um. »Was habe ich getan?«

Milans Zeigefinger zuckte bereits am Abzug. Nur eine kleine Bewegung und es wäre alles vorbei.

»Du hast meine Mutter getötet!«, sagte er, kaum in der Lage zu sprechen.

Themba protestiere nicht. Vor Angst und Entsetzen riss er die Augen auf und ließ sich auf die Knie fallen.

»Milan! Nein! Es tut mir leid!« Seine Stimme zitterte.

Das war es. Das Geständnis. Milan sah es in Thembas Augen. Jetzt musste er nur noch abdrücken. Nur ganz leicht den Zeigefinger nach hinten ziehen. Eine minimale Bewegung. Nicht mal einen Zentimeter.

Los, Milan!, sagte die Stimme in seinem Kopf. Tu es. So wie Themba es getan hat. So wie er es verdient hat. Das miese Schwein. Dann sind die Schmerzen weg. Dann wird die Wut vergehen. Danach wird es nicht mehr wehtun.

Milan machte die Augen zu und zog langsam den Abzug zurück.